

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Knipp, Kersten
Das ewige Versprechen

Eine Kulturgeschichte Brasiliens

© Suhrkamp Verlag
suhkamp taschenbuch 4448
978-3-518-46448-9

suhrkamp taschenbuch 4448

Brasilien boomt. Lange als Land der Zukunft beschworen, muss man mit Blick auf heutige Verhältnisse sagen: Die Zukunft ist jetzt! Kersten Knipp geht der aufregenden Geschichte der brasilianischen Kultur nach, deren Ausdrucks- und Strahlkraft gewaltiger ist denn je. Wer also sind die Brasilianer, und was ist Brasilien? Wie wurde es zu dem, was es heute ist? Welche Verheißungen und Ideale halten ein so vielgestaltiges, überbordendes Land zusammen? Anekdotenreich, in großen und kleinen Geschichten erzählt Kersten Knipp von einem Land, das begonnen hat, sein »ewiges Versprechen« einzulösen.

Kersten Knipp, geboren 1966, ist Kenner und ungehemmter Liebhaber Brasiliens. Er arbeitet als Journalist und Publizist und lebt in Köln.

Kersten Knipp
Das ewige Versprechen
Eine Kulturgeschichte Brasiliens

Suhrkamp

Umschlagfoto: Marcos Bonisson

Für H., die Zukunft als Versprechen

Erste Auflage 2013

suhrkamp taschenbuch 4448

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: hißmann heilmann, hamburg

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46448-9

Inhaltsverzeichnis

Einleitung:

Versprechen auf Brasilianisch 7

- 1 Begegnung am Strand
Die Alte trifft die Neue Welt 17
- 2 Jenseits von Portugal
Die Kolonie entdeckt sich selbst 32
- 3 Die geraubte Heimat
Brasilien und seine Sklaven 63
- 4 Von Farbe und Freiheit
Die Abschaffung der Sklaverei 84
- 5 Der Ruf vom Iparanga
Brasilien wird unabhängig 105
- 6 Süßer als die Honigbiene
Die Romantik und die Indianer 126
- 7 Tropen und Tempo
Brasilien auf dem Sprung in die Moderne 144
- 8 Krieg im Hinterland
Der Aufstand von Canudos 166
- 9 Moderne Zeiten
São Paulo, 1922 185

- 10 Lob der Menschenfresser
Brasilien auf der Suche nach sich selbst 205
- 11 Rhythm is it!
Eine kleine Geschichte des Samba 219
- 12 Utopie im Niemandsland
Brasília und der Traum der Avantgarde 241
- 13 Die Schöne am Strand
Die Bossa Nova 259
- 14 Generäle und Guerilleros
Die Militärs an der Macht 267
- 15 »Die Erbschaft unseres Elends«
Die Literatur der Moderne 298
- 16 Raff dich auf
Die Gegenwart 326
- Bibliographie 362
- Anmerkungen 369

Einleitung: Versprechen auf Brasilianisch

Da war Farbe und Bewegung,
das erregte Auge wurde nicht müde zu schauen,
und wohin es blickte, war es beglückt.

Stefan Zweig, Brasilien: ein Land der Zukunft

Ein Akt gegen die Schwerkraft, eine Bewegung, die eigentlich scheitern müsste. Kaum denkbar, dass der Schwung groß genug ist, den Springenden nicht tatsächlich durch die Luft trägt und nicht mittendrin fallen lässt wie einen schweren Sack. Aber die Energie ist da, und sie kommt aus dem Stand. Sie muss aus dem Stand kommen, etwas anderes lässt die Physik nicht zu. Mit einem Ruck hebt der Springende vom Boden ab, schleudert die Füße Richtung Himmel, denen dann Beine, Oberkörper und schließlich der Kopf folgen. Den ganzen Körper reißt es nach oben, wie gezogen von ungeheurer Energie. In wildem Schwung dreht er sich einmal um sich selbst, lässt die Erde hinter sich, zeigt, was sich mit Kraft alles erreichen lässt. Ein paar Augenblicke feiert der Wille Triumphe, um sich dann doch wieder der Schwerkraft zu beugen. Nicht demütig allerdings, sondern im stolzen Bewusstsein, das Mögliche erreicht zu haben.

Das Titelbild dieses Buches zeigt eine Szene am Strand. Ein Mensch voller Lebensfreude, der er auf grandiose Art Ausdruck verleiht. Ein Sprung am Wasser, vor den glitzernen Wellen des Atlantiks. Der junge Mann springt allein, für sich selbst, ohne Unterstützung durch eine Gruppe, wie es eigentlich die Regel ist. Denn normalerweise sind solche Sprünge Bestandteil der Capoeira, des brasilianischen Tanzkampfes, dessen Wurzeln in die Zeit der Sklaverei zurückreichen. Damals dienten die schnellen, kräftigen Bewegungen

den Schwarzen dazu, sich Respekt zu verschaffen – untereinander, aber auch gegenüber der weißen Oberschicht, die massiv in der Sklavenwirtschaft engagiert war.

Und so hat die Capoeira neben aller Eleganz und Artistik auch etwas Bedrohliches. Die blitzschnellen Drehungen, Sprünge, die wirbelnden Arme und Beine, die ungeheure Kraft, die die Capoeira voraussetzt, mögen heute vor allem Kunst oder Spektakel sein – ihr Ursprung verweist auf andere Zwecke. Und wenn sich der Tanz heute so großer Beliebtheit erfreut, verweist dies neben der Freude an Schönheit und Körperbeherrschung auch auf die spezifischen Umstände, unter denen er entstanden ist. *Das ewige Versprechen:* Für die Portugiesen, die Brasilien im Jahr 1500 zum ersten Mal betraten, war das vor allem eines auf Reichtum. Pero Vaz de Caminha, der Chronist in Diensten auf den Schiffen von Pedro Alvarez Cabral, der die portugiesische Flotte jenes Jahres leitete, mochte sich noch so freundlich über die brasilianischen Indianer äußern – dass es letztlich um Gold und andere Schätze ging, daran ließ er keinen Zweifel. Die Kolonisierung Brasiliens war ein imperiales Projekt, von Anfang an auf Ausbeutung angelegt. Brasilien, das war eine Wette auf die Zukunft, darauf, dass sich in dem riesigen Land unter dem Tropenhimmel gewaltige Reichtümer ansammeln lassen würden. Schon der Name »Brasilien« deutet das an: Er geht auf das Brasilholz zurück, das man in Europa zum Färben brauchte und darum en masse aus der Neuen in die Alte Welt brachte.

Landschaft und Geschichte stehen darum in einem skurrilen Missverhältnis. Es gibt wohl nur wenige Länder, deren Natur ähnlich reich und schön ist. Die spektakuläre Kulisse von Rio de Janeiro, die schäumenden Wasserfälle von Iguazu, die weißen Strände von Ceará oder die Weiten des Amazonas: Sie alle machen Brasilien zu einem wunderbaren, betörend anmutigen, furchteinflößend erhabenen Land.

Und doch hat dieses Land unendlich gelitten – wie alle Länder, die unter die Herrschaft der Portugiesen und Spanier fielen. Die allermeisten derer, die auf den Spuren von Christoph Kolumbus und Pedro Vaz de Caminha den frisch entdeckten Kontinent betraten, lockte die Aussicht auf Reichtum. Gold, Silber, Edelhölzer, Zucker, Kakao und Kautschuk: Mit vielem ließ sich in Brasilien Geld machen, und wer immer die Mittel und den Mut hatte, der versuchte sein Glück – vorausgesetzt, er kam aus Europa, also aus den Ländern derer, die es als ihr selbstverständliches Recht ansehen, sich an dem Kontinent zu bereichern. Allen anderen, zuerst den Indianern und dann den verschleppten Afrikanern, war eine ganz andere Rolle zugeordnet, nämlich durch ihrer Hände Arbeit den Reichtum zu fördern und ihren Herren dann zu überlassen. Und sputeten sie sich nicht, bekamen sie deren Unmut in drakonischen Strafen zu spüren.

Umso erstaunlicher scheint es, dass Brasilien eine solche reiche und wunderbare Kultur hervorgebracht hat. Seine Musik, allem voran der Samba, ist einzigartig. Ausgelassene Rhythmen, die zum Tanzen auffordern, sanft dahingleitende Melodien, in deren Schwung man sich wiegen möchte. Und doch ist gerade der Samba in einem schwierigen, ja feindlichen Umfeld entstanden. Er ist die Musik der Favelas, der schwarzen Vorstädte, genauer gesagt: der Elendsquartiere rund um die großen Metropolen. Der Samba berichtet von einem Leben unter Druck, von Menschen, die um ihre Existenz ringen müssen, mal in großen, meistens aber kleinen Kämpfen, der täglichen Sorge ums Brot, für das sie erst mal das nötige Kleingeld auftreiben müssen. Mag sein, dass im Samba auch etwas von der *saudade* der Portugiesen mitschwingt, dem diffusen Eindruck, im Leben nicht am rechten Platz zu sein, es vielleicht sogar zu verpassen. Im Fado, der portugiesischen Nationalmusik, hat die *saudade* zu ihrer schönsten Form gefunden. Ein Hauch von Fado schwingt

auch im Samba mit – aber der knöpft sich andere Themen vor. In eleganter und zugleich direkter Sprache greift er die Missstände seiner Zeit auf, spricht von Gewalt, Rassismus, Bestechung. Und natürlich von den kargen Umständen, in denen so viele Brasilianer leben. Für sie ist das ewige Versprechen ein ganz anderes: eines darauf, das schwierige Leben gegen ein zumindest etwas Leichteres einzutauschen.

Dieses Versprechen hat sich in den letzten Jahren für zahllose Brasilianer erfüllt. Dank umfangreicher Sozialprogramme haben Millionen die Armut hinter sich lassen können. Wirtschaftlich hat Brasilien einen atemberaubenden Aufschwung genommen. Die Mittelklasse wächst, und mit ihr die Kaufkraft. Ebenso wächst mit ihr die Bildung. Brasilianische Techniker und Ökonomen zählen inzwischen zur Weltspitze, außenpolitisch fährt Brasilien einen sehr selbstbewussten Kurs, organisiert vor allem im Süden der Welt ein Lager, das den alten, etablierten Mächten Paroli bieten soll – mindestens. Eigentlich aber ist geplant, die globale Polit-Architektur grundlegend zu verändern, den aufsteigenden Mächten, zu deren Spitze Brasilien sich zählt, ein entsprechendes Gewicht zukommen zu lassen.

Eine wunderbare Erfolgsstory also. Und doch hat sie die Übel des Landes nicht beseitigen können, ja manche sogar verschärft. Stefan Zweig, der auf der Flucht vor den Nazis nach Brasilien kam und dort knapp zwei Jahre lebte, bevor er in Petrópolis im Bundesstaat Rio de Janeiro aus Verzweiflung über die Selbsterfleischung Europas freiwillig aus dem Leben schied, hat ein beeindruckendes Buch über Brasilien geschrieben. In ihm kommt er immer wieder auch auf den freundlichen und friedlichen Charakter der Brasilianer zu sprechen. Recht hat er, zumindest auf der einen Seite. Die Brasilianer, die meisten jedenfalls, sind sehr umgängliche Menschen – offen, humorvoll, von mehr als nur formaler Höflichkeit. Unterhaltungen können sich über Stunden hin-

ziehen, vom Hölzchen aufs Stöckchen kommen, die leichten Themen genauso aufgreifen wie die schweren, die kleinen wie die großen. Und wer die brasilianische Variante des Portugiesischen mag, die lang gedehnten Vokale, das auf einen satten Zischlaut auslautende »t« oder »d«, dazu die charmante, latent archaische Syntax der Alltagssprache – für den ist Brasilien ein Paradies aus Worten, wechselseitiger Wertschätzung und warmen Willkommen. So hat auch Stefan Zweig die Brasilianer erlebt. Es gebe dort den wuchtigen, massigen, »starkknochigen« Typus des Nordens nicht, notierte er. »Ebenso fehlt im Seelischen – und man empfindet es als Wohltat, dies vertausendfacht zu sehen innerhalb einer Nation – jede Brutalität, Heftigkeit, Vehemenz und Lautheit, alles Grobe, Auftrumpfende und Anmaßende.«

Zweigs Buch erschien im Jahr 1941. Es ist das Buch eines Menschen, der vor der Barbarei in der Heimat floh, darum vielleicht einen besonders freundlichen Blick auf das Land wirft, das ihm Schutz gewährt. Brasilien hatte damals – und hat bis heute – einen einzigen Krieg geführt, nämlich von 1865 bis 1870 gegen Paraguay. Zweig war beeindruckt und angetan von dieser politischen Friedenskultur – so sehr offenbar, dass er darüber die weniger friedlichen Seiten des Landes übersah. Wenn nämlich die brasilianische Literatur so faszinierend ist, dann darum, weil sie fast durchgehend von Menschen in schwierigen Situationen handelt. Die frühen Chronisten, allen voran die portugiesischen Ordensleute, berichten vom Leid der Indianer, einige – allerdings weniger – dann auch von dem der Schwarzen. Im 19. Jahrhundert häufen sich die Berichte, und wenn sie sich ins Kämpferische wenden, vehement die Abschaffung der Sklaverei fordern, scheint aus ihren Seiten mit das Großartigste, was in der brasilianischen Literatur je verfasst worden ist. Aber die Schriften ließen keinen Zweifel: Brasilien war ein Land, in dem Brutalität an der Tagesordnung war. Und auch

das, was die Autoren des 20. Jahrhunderts vor Zweigs Brasilienaufenthalt schrieben, ist eindeutig. Der Staat ließ schlimme Willkür und Ungerechtigkeit zu, unterschied gelegentlich sogar selbst zwischen Bürgern erster und zweiter Klasse – so etwa bei der gewaltsamen Vertreibung der zahllosen Tagelöhner und ihrer Familien, die Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Zentrum Rio de Janeiros weichen mussten, weil dieses umfassend modernisiert werden sollte. Fast alle landeten sie in den Notquartieren am Rande der Stadt – den Keimzellen der Favelas, in denen sich bis heute sämtliche Übel einer modernen Massengesellschaft verdichten. Wie es zugeht in den Favelas und wie sie zu dem wurden, was sie sind: auch das kann man in der brasilianischen Literatur lesen.

Und doch konnte Zweig nicht wissen, was wir heute wissen. Denn erst Jahrzehnte später drang die Gewalt in den Alltag ein, machte den Brasilianern auf drastische Weise zu schaffen. Kriminalität und Brutalität – auch die Lust an Brutalität – bilden das letzte und jüngste Kapitel der brasilianischen Gewaltgeschichte. An ihm lässt sich ablesen, welche Verwerfungen ein Land durchlebt, wenn es sich in Windeseile, im Zeitraum von zwei, bestenfalls drei Generationen, aus der Vor- in die Spätmoderne katapultiert, in ein, zwei Jahrzehnten von einer ländlichen in eine städtische Gesellschaft verwandelt, in seiner Mitte Metropolen heranwachsen, deren es kaum mehr Herr wird. Eine überstürzte Modernisierung, ein in Windeseile aufgezogener Kapitalismus, der Menschen, die über Jahrhunderte in gemächlichen Rhythmen gelebt hatten, fast über Nacht allerhöchstes Tempo und allergrößte Anstrengung abverlangt, ihnen die im Gegenzug zu erwartenden Sicherheiten aber verweigert – eine solche Gesellschaft sieht sich fast zwangsläufig größten Problemen gegenüber.

Umso größer ist die Leistung der Kultur. Die brasiliani-

sche Gegenwartskultur ist, ob sie will oder nicht, engagierte Kultur. Literaten, Musiker, Künstler: Alle setzen sich auf ihre Weise mit der Unwirtlichkeit der Städte – einer Unwirtlichkeit, die zunehmend auch die ländlichen Gegenden erfasst und prägt – auseinander. Sie beschreiben sie, wissen aber auch, dass sie es beim Beschreiben allein nicht belassen können. Nun kommt es darauf an, sie zu verändern. Und weil das so ist und weil die Künstler, Autoren und Musiker ihre Sache ernst nehmen, ist die brasilianische Gegenwartskultur von berstender Kreativität und Energie. Die Architekten Luis Costa und Oscar Niemeyer versuchten vor über 50 Jahren durch den Bau einer neuen Hauptstadt, Brasília, das ganze Land zu verändern, ihm eine neue politische und gesellschaftliche Kultur zu vermitteln. Kurze Zeit später versuchten die Intellektuellen und Künstler das Militär aus den Angeln zu heben, das sich 1964 an die Macht geputzt hatte. Sie scheiterten zwar an der selbstgestellten Aufgabe, verwandelten aber dafür sich selbst und das Land in ungeahntem Maß. Und die heutige Generation von Künstlern versucht die Kultur der Gewalt zu verändern, die Brasilien seit den 70er, 80er Jahren überzogen hat.

Und nach wie vor arbeiten sie daran, das größte Projekt voranzutreiben, das Brasilien sich überhaupt gesetzt hat: den neuen *Homo brasiliensis*, den »brasilianischen Menschen« zu schaffen. Mag sein, dass dieser Mensch niemals zur Welt kommen wird, jedenfalls nicht als exakt definierter, direkt zu definierender Typ. Vermutlich handelt es sich um einen eher theoretischen, besser vielleicht noch fiktiven Typus – der aber auf das Selbstverständnis des Landes ganz erheblichen Einfluss nahm, nimmt und nehmen wird. Indianer, Portugiesen und Afrikaner sind die Grundväter (und –mütter) des modernen Brasiliens. Ihnen traten später, im 19. Jahrhundert, Japaner, Libanesen, Syrer, Palästinenser, Deutsche, Italiener, Iren, Briten und viele andere zur Seite. Sie

alle bildeten jenen großen Schmelztiegel, der Tag für Tag die unterschiedlichsten Mischungen hervorbringt. *Branços, pretos, pardos, mulatos, cafuzos, caboclos, mamelucos, cabras* und viele mehr: Das brasilianische Portugiesisch hat eine ganze Klaviatur für die verschiedenen Ethnien und die aus ihnen hervorgegangenen Mischungen entwickelt. Alle sind sie Bürger eines Landes, alle Mitglieder einer einzigen Nation. Sie teilen sich Stadt und Land, leben Seite an Seite – wenn auch nicht immer harmonisch, und nicht durchweg ohne Grenzzäune, sichtbare und mehr noch unsichtbare. Dass diese vielen Gruppen einander näherkommen, mehr und mehr zusammenfinden, vielleicht, in ferner Zukunft, doch ein *Homo brasiliensis* aus ihnen entsteht. Auch das ist eines der großen Versprechen, das Brasilien für seine Bürger bereithält. Eingelöst hat das Land es freilich noch nicht. Aber es liefert Anstöße, wie das Miteinander gelingen könnte. Und darum, da hat Stefan Zweig recht, ist Brasilien ein Land der Zukunft. Ein Land, das weiterhin lockt, eine Zukunft in Aussicht stellt, die aber eben noch nicht restlos eingelöst ist. Es bleibt, vorerst, das Versprechen. Wie sehr die Brasilianer auf dieses Versprechen setzen, hat sich im Sommer 2013 gezeigt, als sie zu Hunderttausenden auf die Straße gingen und für ihre Zukunft protestierten: Für ein Ende der Korruption, ein Ende der Gewalt, bessere Lebensbedingungen, die Würde des Einzelnen. Es waren machtvolle Demonstrationen, die zeigten, wie entschlossen die Brasilianer das vor einem halben Jahrtausend gegebene Versprechen einfordern. Für sie ist und bleibt Brasilien ein Land der Zukunft, eines, das entscheidende Entwicklungen noch vor sich hat. Diese Entwicklungen werden in einer zusammenwachsenden Welt globale Auswirkungen haben, wirtschaftliche, politische und kulturelle Effekte weit über die Landesgrenzen hinaus. Was in Brasilien passiert, kann in Europa niemanden kalt lassen. Auch darum sollten wir uns für das Land und

seine Kultur interessieren, ganz unabhängig von der Schönheit, die dieser Kultur wie selbstverständlich entspringt.

1 Begegnung am Strand

Die Alte trifft die Neue Welt

So ich wahrhaftig nur vom Raube lebte,
Freibeuternd, oder weil man mich verbannt,
Aus welchem Grunde, meinst du, etwa strebte,
Ich nach Revieren, abseits, unbekannt?

Luis de Camões, Os Lusíades

Noch sahen sie das Land nicht, aber erste Anzeichen deuteten seine Nähe bereits an: Seit einiger Zeit trug die Strömung ihnen Gräser entgegen, und am Morgen des folgenden Tages zogen Vögel über das Schiff. Schließlich, am Abend des 22. April 1500, ist es soweit: In der Ferne zeichnen sich die Umrisse der Küste ab. Zunächst ein Berg: »sehr hoch und von runder Form«. In seiner Nachbarschaft weitere, nicht ganz so mächtige Erhebungen; schließlich flaches Land mit hochgewachsenen Bäumen. »Den großen Berg nannte der Kapitän ›Osterberg‹, und die Umgebung ›Land des wahren Kreuzes«.¹ Doch bevor die Seeleute das unbekannte Land in Augenschein nehmen, müssen sie sich gedulden: Die Nacht ist hereingebrochen. Sechs Meilen vor der Küste gehen die Schiffe in der Bucht von Cabrália, nahe der Stadt Porto Seguro (»Sicherer Hafen«) im heutigen Bundesstaat Bahia, vor Anker.

Pero Vaz de Caminha, Schiffsschreiber an Bord der Expeditionsflotte unter Leitung von Pedro Álvares Cabral, erfüllte seine Chronistenpflichten penibel und mit Sorgfalt. Der nüchterne Stil seiner Aufzeichnungen lässt vermuten, dass er sich in jenen Momenten nicht darüber im Klaren war, dass er ein Dokument von welthistorischer Bedeutung verfasste. Die wenigen Zeilen, in denen er die Ereignisse der letzten Seemeilen festhielt, markieren ein Datum, das auf die

Geschicke gleich dreier Kontinente – Lateinamerikas, Afrikas und Europas – allergrößten Einfluss nehmen sollte. In seiner Chronik schildert Caminha nicht weniger als die Geburtsstunde einer neuen Nation. Die Ankunft der Portugiesen an den Osterfeiertagen jenes Jahres 1500 eröffnete weit mehr als ein neues Jahrhundert. Sie setzte den Startschuss zu einer neuen Epoche, markierte den Eintritt eines Landes in die Weltgeschichte – zumindest jenen Teil der Weltgeschichte, den die Europäer schrieben.

Dass die Portugiesen so weit im südwestlichen Atlantik auf Land stoßen würden, war damals keineswegs ausgemacht. Sicher, Kolumbus war ein paar Jahre zuvor, 1492, einige hundert Seemeilen weiter nördlich von Álvares Cabral, auf verschiedene Inseln, die heutigen Bahamas, gestoßen. Aber dass sich hinter ihnen ein ganzer Kontinent verbarg, ahnten zu jener Zeit weder er noch andere europäische Seefahrer. Auch Álvares Cabral hatte, als er am 9. März 1500 in See stach, von möglichen Landmassen jenseits der neu entdeckten Insel keine genaue Vorstellung. Ohnehin folgte er eigentlich einem ganz anderen Auftrag: Drei Jahre zuvor, im Juli 1497, hatte ein ebenfalls portugiesischer Seefahrer, Vasco de Gama, als erster Europäer den Seeweg nach Indien erkundet. Zurück in der Heimat, erläuterte er König Manuel I. die hohen Gewinnmöglichkeiten, die der Gewürzimport aus Asien versprach. Der König war so angetan von den Aussichten, dass er umgehend eine Flotte mit 13 Schiffen Richtung Indien schickte. Deren Leiter, Álvarez Cabral, erteilte er noch einen weiteren Auftrag: nämlich zu überprüfen, ob Portugal weiter westlich im Atlantik womöglich territoriale Ansprüche reklamieren konnte. Denn seit Kolumbus von seiner Entdeckungsfahrt zurückgekehrt war, war zwischen Spanien und Portugal eine heftige Rivalität um die Vorherrschaft im Atlantik und die dort möglicherweise noch zu entdeckenden Gebiete entbrannt. Im Jahr 1494 wurden sich die

beiden Seemächte im Vertrag von Tordesillas dann einig: Alle Gebiete jenseits einer 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln gezogenen Demarkationslinie sollten an Spanien fallen; alle Länder östlich dieser Linie sollte Portugal erhalten. So ging das Gebiet des heutigen Brasiliens an Portugal, noch bevor das Königreich von dessen Existenz überhaupt sichere Kenntnis hatte.

Es war also eine auch für den damaligen Wissensstand brisante Entdeckung, über die Pero Vaz de Caminha König Manuel in seinem Brief informierte. In ihm erfuhr der portugiesische Herrscher auch, dass er von nun an neue Untertanen haben würde. Denn kaum machten sich die Seefahrer an Bord mehrerer Beiboote am Morgen des 23. April 1500 in Richtung Küste auf, erblicken sie dort, am Ufer eines Flusses, eine kleine Menschengruppe. Cabral ordnet an, Anker zu werfen. Eine kleine Vorhut lässt er weiterrudern, derweil die Menge am Strand wächst: »Erst zwei, dann drei, so dass sich, als das Boot die Flussmündung erreicht, dort 18 bis 20 Mann befanden.« Einer von Álvares Cabrals Offizieren nimmt Kontakt mit den Fremden auf. Diese reagieren freundlich, zumindest nicht feindlich. Vorerst allerdings bleibt der Kontakt verhalten: Man mustert einander, dann ziehen die Portugiesen sich wieder zurück. Am nächsten Morgen gibt der Kapitän das Signal zur Weiterfahrt. Ziel der Flotte sind die nördlicher gelegenen Gebiete. In einer Bucht lässt er die Schiffe vor Anker gehen. Auch hier zeigen sich Menschen am Ufer. Dieses Mal verständigen sich Portugiesen und Indianer ausführlicher. Der Kapitän lädt zwei junge Männer auf sein Schiff ein, wo sie mit allen Ehren empfangen werden – freilich nicht ohne bei den Gastgebern einige Verwunderung auszulösen: »Ihr Hautfarbe ist braun, etwas rötlich«, notiert de Caminha. »Sie gehen nackt, ohne irgendeine Bekleidung. Es ist ihnen gleichgültig, ihre Scham zu verhüllen oder zu zeigen; sie tun dies mit der gleichen Unschuld, mit der sie

ihr Gesicht verhüllen.«² Auch sonst wirken die Gäste recht befremdlich: Beide haben durchbohrte Unterlippen, in denen »echte weiße Knochen« stecken; der Kopf ist bis auf ein Haarbüschel auf der Scheitelhöhe geschoren; einer der Indios trägt eine »Art Perücke« aus gelben Vogelfedern. Als sie zu Álvares Cabral und den anderen Kommandanten geführt werden, machen sie »keine Ehrerbietungen«; auch sprechen sie nicht. »Einer warf jedoch den Blick auf die Kette des Kapitäns, und begann mit der Hand zum Land zu weisen und dann zur Kette, als wollte er sagen, dass es dort Gold gäbe. Er blickte auch zu einem silbernen Leuchter und zeigte gleichermaßen zum Land und zum Leuchter, als ob es auch dort Silber gäbe.« Ebenso interessieren sich die beiden Männer für die Perlen eines Rosenkranzes. Einer der beiden legt sie sich um den Hals. »Dann nahm er sie ab, wickelte sie um den Arm und zeigte zum Land und wieder auf die Perlen und zur Kette des Kapitäns, als wollte er sagen, sie würden Gold dafür geben.« Dann aber scheint es, er wolle sie doch nur zum Geschenk haben, was die Portugiesen aber ablehnen. »Dann legten sie sich mit dem Rücken auf den Teppich, um zu schlafen, ohne ihre Scham zu bedecken, die nicht beschnitten war. Die Schamhaare waren sorgfältig ausrasiert. Der Kapitän befahl, ihnen die Sitzkissen unter die Köpfe zu legen; und der mit der Perücke bemühte sich, diese nicht zu zerbrechen. Und dann legte man eine Decke über sie; und sie willigten ein, blieben dort und schliefen.«³

Tropische Anmut

Freundliche Menschen von paradiesischer Unschuld: Dieser Eindruck bestätigt sich auch in den folgenden Tagen und Wochen. Wo immer sie den Portugiesen begegnen, zeigen die Eingeborenen sich entgegenkommend und umgänglich,